

**Laudatio auf Tobias Falberg
anlässlich der Verleihung des Förderpreises der Kulturstiftung Erlangen am 13. Januar 2013**

Sehr geehrte Damen und Herren,

stellen Sie sich vor – ein in die Jahre gekommenes Sofa, malträtirt von seinen eigenen Sprungfedern, dazu wacklige Stühle mit resolut verweigertem Sitzkomfort, ferner ein Tisch mit Rotweinflaschen, dazu übers Mobiliar verteilt an die 20 Personen, Männer, Frauen, auch ein Kind, ein kleines hübsches Mädchen. Es sitzt auf dem Sofa neben seinem Vater, dem Dichter Tobias Falberg.

Wir sind bei einer Lesung der von Christian Schloyer vitalisierten Nürnberg-Erlanger Autorengruppe ‚Wortwerk‘. Lesung? Das unpolierte Arrangement der Szene lässt daran zweifeln. Nein, es ist eher ein mit Gedichten unterfüttertes Werk-Gespräch der Anwesenden über die Frage: Was ist Lyrik?

Ja, was ist Lyrik? Ist es eine Formensprache, der heute die Form ausgegangen ist? Nein, sagt Tobias Falberg, das Gedicht sucht sich seine Form, auch heute. Und er liest ein Gedicht, eine Ode aus seinem Band „Plastiniertes Gelände“. Vier Strophen, hoher Ton, reimlos. In der Tat, das Gedicht sucht sich seine Form. Des Autors leidenschaftliche Ernsthaftigkeit und der moralische Anspruch, auch das scheinbar Unvermittelte seiner Sprache, das den Hörern zugewandte Sprechen aus dem Augenblick heraus – es findet sich in der Form der Ode, aber auch in fast allen Gedichten des *Lyrikers* Tobias Falberg. Denn obgleich er auch Erzählungen veröffentlicht hat, zieht es ihn doch vor allem zur Lyrik. Hier schreibt einer, der seine Themen und ihre Form nicht im Elfenbeinturm sucht. Der steht ihm, dem Wirtschaftswissenschaftler und Marktforscher, ohnehin fern. Näher ist ihm das Gespräch – das Gespräch mit den Teilnehmern seiner Lesung? Ja, aber auch das Gespräch mit uns allen, mit uns Zeitgenossen, die wir Zeugen einer Epochenwende sind. Diese Epochenwende ist es, um die Falbergs Gedichte kreisen – hier in seinem ersten Gedichtband oder in den renommierten „Jahrbüchern der Lyrik“ oder verstreut in einzelnen Anthologien, auch im Internet, jedermann zugänglich. Unverkennbar ihr getragener Ton, aber auch ihre reim- und daher umstandslose Wendung zum Leser, ihre appellative Dringlichkeit – gewürzt mit technik- und naturwissenschaftlichen Begriffen à la Gottfried Benn. À la Gottfried Benn? Nein, so doch nicht. Denn hier wird nicht, wie bei Benn in den 50er Jahren, mit der zivilisatorischen Moderne kokettiert. Es wird auch nicht wie bei Durs Grünbein, dem heutigen Vermittler von Poesie und Wissenschaft, die gleiche Augenhöhe mit der anderen Kultur gesucht, der Kultur aus Technik, Wissenschaft und Ökonomie. Es wird vor ihr gewarnt.

Der Titel des 2012 erschienenen Gedichtbandes „Plastiniertes Gelände“ (Edition Art Science, Wien, St. Wolfgang) signalisiert das Epochen-Thema, das Falberg in immer neuen Visualisierungen pointiert. Es ist die durch Ökonomie, Wissenschaft und Technik zunehmend entfremdete Beziehung von Mensch und Natur. Die Natur ist in Falbergs Texten schon umgeschlagen zum plastinierten, das heißt künstlich geformten ‚Gelände‘, und der Mensch

erscheint als Klon und Retortenwesen, als biomechanische Konstruktion oder als Behältnis chemischer Substanzen wie Asbest und Contergan, überdies ausgesetzt dem Zugriff von Nanomaterialien, Nukleiden und Dieselfeinstaub. Oft sind es mehr Ahnungen und Visionen vom Befall durch unsichtbare Mächte als konkret nachweisbare Angriffe auf den Organismus des Menschen-Wirts (Rez. Armin Steigenberger, „Kassandrarufe aus der Matrix“, Internet, 24.07.2012). „Nähen Teilchen sich durch unsere Stirn, das Mark,/ ziehen fester den Zwirn, lautlos, geruchlos, leicht,/ der, durchs Nervenmeer webend,/ unsre sinnliche Welt umspannt.“ Für das, was da geschieht, die Objektwerdung des Menschen unter dem Angriff der von ihm selbst geschaffenen Substanzen und Instrumente, entwirft Falberg ebenso frappierende wie bestürzende Bilder. Eingeschlossen in unsere Kunstwelt, sind wir zur Käfighaltung unserer selbst verurteilt: „Überall stoßen wir uns/ in den kleinen Kabinen,/ wir kultivieren die Weltsicht/ geschlagener Köter.“ Mit ihr, mit dieser Weltsicht, erschließen wir uns die Landschaft: „Alles schien normal. Die Energiepreise stiegen./ WorldCorp patentierte ein kostengünstiges Verfahren/ zur großflächigen Betonierung.“ Und wenn wir die ruinierte Natur retten, kehrt sie zurück als entartete, als renaturierte Natur: „Elastische Biomasse/ über rissrostigen Betonbeeten und Bergen/ entsorgter Technik.“ Ja sogar das Allermenschlichste, die Liebe, wird zum Reagens technischer Zurichtung: „Ampere und ein paar mehr an Volt,/ durch die Leisten geschickt, geben den letzten Kick.“

Was ist Lyrik? Lyrik ist Form, gewiss – und eine Bildersprache, die mit Hyperbeln oder Paradoxien das, was wir zu wissen glauben, überraschend verrückt und so eine Erkenntnis vermittelt, die wir dunkel ahnen, aber in gewohnter Sprache nicht fassen können. Lyrik ist also auch Spracherhellung. Spracherhellung durch Lyrik: Was ist unser Leben in den Grenzen der technisch zugestellten Welt? Käfighaltung. Was ist Urbanisierung? Die Liaison von Ökonomie und Beton. Was ist Renaturierung? Virtualisierung der Natur.

Die ästhetische Entsprechung dieser auf den Punkt gebrachten Entfremdung ist die Verfremdung der Sprachlogik und der Begriffe rationaler Wirklichkeit. Dabei findet der Autor oft eindringliche Bilder für zerstörte Lebensräume – Bilder, die uns selbst einbeziehen: „unsere Haut/ schält sich wie eine Tapete im [...]/ Kadaver des Atlantiks“. Zerstörung wird ästhetisch fassbar, indem die Vorgänge der Natur in die Erscheinungen technischer Aggression gleichsam eingemeindet werden. Natur und Technik – kritisch enggeführt: „Aufkeimt Kraftwerksbeton, erst eine Knospe nur,/ glatt und grau aus dem Braun körniger Erde, dann/ pumpt er Triebe nach oben,/ fünf zylindrische Röhren, dick,/ saftig, voller Substanz, um Energie aus Brenn-/ elementen und Dampf, mittels Turbinenpark/ tief im Wald zu erzeugen, / sie zu speichern im Wurzelblock.“ „Aufkeimt Kraftwerksbeton“: In nicht mehr als zwei Wörtern ist das Schicksal der Epoche enthalten: als zweite Natur gibt sie sich aus, die technische Zivilisation, während sie die erste unter sich verschwinden lässt. Sie keimt, gewiss, aber sie keimt nicht Kreatürliches, sondern Beton. Nein, Lyrik ist nicht nur Formensprache und ist nicht nur Spracherhellung, sie ist auch Sprachverdichtung. Zwei Wörter genügen dem Autor für den säkularen Befund.

Das Gedicht als Menetekel? Die Zivilisation als Apokalypse? Das ist freilich nur die eine Hälfte in Falbergs lyrischem Kosmos. Denn bei aller Kritik an einer Welt, in der die Natur als Reservoir für Co2-Abspeicherungen in geologischen Strukturen oder als Tresor für abgebrannte Brennstoffe verbraucht wird und in der der Mensch als halbtechnisches Wesen fungiert, widerstehen Falbergs Gedichte dem von ihnen beschworenen Debakel. Sie widerstehen dem ökologischen Alptraum zunächst *ästhetisch* mit ihrer ingeniösen Wortschöpfung, dem kreativem Wortspiel, den Sprachpointen, den rhetorischen Kunstgriffen, der strengen Oden-Form. Und weiter? Was sind die *thematischen* Gegengewichte zu den belastenden Angst-Bildern – diesen Bildern, die an den bio-mechanischen Surrealismus eines H. R. Giger oder eines Ernst Fuchs erinnern? Widergespiegelt sind sie in den Frottagen von Hans-Peter Stark, die Falbergs Gedicht-Band illustrieren und interpretieren. Was also sind die Gegengewichte zur schwarzgalligen Bebilderung der Welt?

Es sind Landschaftsentwürfe, Liebesszenen und Kindheitserinnerungen, die der Autor als Wunsch-Visionen der zivilisatorischen Bedrohung entgegengesetzt. Unter diesem Blickwinkel führt Falbergs Technik der Überblendung unterschiedlicher Wirklichkeitsbereiche („aufkeimt Kraftwerksbeton“) nicht zur Demonstration der Entfremdung von Natur und Mensch – sondern ganz im Gegenteil: das Unterschiedliche ist hier innig verbunden zu einem Ganzen – zu einem biologisch-zivilisatorischen Ganzen. Die Großstadt ist dann kein Ort mehr der Entfremdung, sondern – auch das kann sie ja sein – ein Ort der Vermittlung, der Versöhnung von Natur und Technik. Das Autobahndreieck: ein „See-/stern mit elastischen Armen,/ der flach anliegt und auf seiner Haut/ Autoströme hin und her bewegt.“ Der Ventilator auf dem Dach: ein Flügelwesen „schnappt die Anlage nach Luft,/ Schluck für Schluck“. Hochhäuser mitten in der Stadt: „[...]türme schlagen aus./ Es erregt Schwindel,/wenn wir hinabblicken// auf das Fundament, die Ströme/ frei gesetzter Kräfte.“ Auch die Liebe ist hier aufs Neue jene mythische Unio, als die sie seit jeher besungen wird – die Liebenden als Naturwesen: „Der Abend pflanzt uns Hände ins Haar./ Wir liegen am Ufer, zwischen Häusern/ teilt sich der Strom, fließt/ wieder zusammen.// Aus Händen wachsen Arme, Schultern,/ dein Hals. Er macht dich sichtbar/ unter Zweigen deine Erscheinung/ aus Blattrippen, Haut.“

Mitunter gelingen dem Lyriker kühne Bildentwürfe, in denen das private Glück weit über sich hinaus wächst und ohne jedes Pathos zum Gleichnis einer menschheitlichen, ja kosmischen Harmonie wird: „wir sitzen gegenüber, auf einmal / gegeneinander ausgetauscht/ in unseren Köpfen/[...]/ Wir lesen uns im anderen ab, heben und senken die Brust, sicher,/ daß uns dies schon einmal passierte/ in einem Universum vor unserem:/ die Flugbahnen zweier unbekannter/ Objekte./ In einer Gaswolke vielleicht, im Mondhof/ treffen sie aufeinander.“

Dann wieder schwingen diese Gegengedichte, diese lyrischen Remeduren des Zeitgeists, aus den fernsten Äonen virtuos zurück in unsere Epoche, zurück in die Kindheit des Autors, der in der DDR aufgewachsen ist. Welch ein Glück, die Ferienfahrt ans Meer, an die Ostsee, mit dem „auto aus pappe“, die Erwartung der See, der Geruch des Tangs. Die Schwerelosigkeit

des Glücks entsteht – ein wunderbares Gedicht („ost“, Jb. d. Lyrik, hg. Chr. Buchwald, S. Scheuermann. 2007, S. 78) – aus ganz einfachen Worten und schlichten Bildern und wird vielleicht gerade deshalb für jedermann zum eigenen Erlebnis. Beim Lesen oder Hören ist man selbst glücklich. Solche Gedichte verändern uns.

Was also ist sie - die Lyrik? Was ist Tobias Falbergs Lyrik? Es sind metaphernstarke Texte mit neuartigen Bildwelten und oft kühnen Sprachdetails. Sie folgen nicht modischen Vorlagen, sondern sind uns Lesern wie selbstverständlich zugewandt: auch dort, wo sie ihre Sprache hermetisch verdichten, erhellen sie unsere zwischen Selbstzerstörung und Glücksmöglichkeit schwankende Zeit. In dieser Weise beeindruckt Falbergs noch schmales Oeuvre durch kritisches Augenmaß – durch die Balance aus zivilisatorischer Bedrohung *und* utopischer Hoffnung.

Am Ende der Lesung geht Falbergs Tochter nach vorne und spielt auf ihrer Gitarre ein Lied. Man applaudiert – der Tochter ebenso wie dem Vater. Alle erheben sich und streben dem Rotwein zu. Einzelne Gruppen vertiefen sich ins Gespräch. Im Hintergrund das Sofa. Das gleiche Sofa, ebenso betagt und würdig, steht im Literaturmuseum in Sulzbach-Rosenberg. Es ist das Sofa der Gruppe 47. Als sie noch ganz unbekannt waren, saßen darauf Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Manchmal ist es ein Sofa, auf dem Autorenkarrieren beginnen.

Theo Elm (Universität Erlangen)